

# Walter Eder im gelehrten Gespräch

HARTMUT LEPPIN

---

Walter Eder hat es seiner Umgebung nie leicht gemacht, und diese Beobachtung betrifft auch denjenigen, der dazu ansetzt, ihn als Forscher zu würdigen.<sup>1</sup> Wer rückblickend nach dem Wirken eines Gelehrten fragt, richtet sein Interesse in der Regel zunächst auf das publizierte Oeuvre, auf Monographien, Aufsätze oder Sammelbände. Da ist für Walter Eder einiges zu sagen, was ich noch tun werde, doch würde einem gerade in seinem Falle vieles entgehen, wenn man sich ausschließlich mit Gedrucktem befasste. Denn Walter Eders Wirken als Gelehrter war in einem hohen Maße von Oralität geprägt, vom Gespräch mit einer großzügigen Bereitschaft, Gedanken mitzuteilen und Gedanken anderer mitzudenken – gerade das Letztere eine unter Wissenschaftlern besonders seltene Tugend.

Wenige Gelehrte seiner Generation hatten daher eine so weite und so intensive persönliche Ausstrahlung wie Walter Eder, wenige haben auch so unterschiedliche Forschertypen in jüngeren Generationen geprägt oder entscheidend inspiriert wie er.<sup>2</sup> Mit den Namen dieser Forscher verbinden sich weit auseinanderliegende Gebiete, vom archaischen Griechenland bis zur justinianischen Zeit, mithin durchaus auch Felder, zu denen Eder nie publiziert hat, da sein intellektuelles Interesse sich gerade nicht auf klar abgezielte Themen beschränkte. Mit diesen Namen verbinden sich auch ganz verschiedenartige methodische Ansätze, von anthropologischen Überlegungen

- 1 Dieser Beitrag ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den ich anlässlich eines Kolloquiums zum Gedenken an Walter Eder am 2. Juli 2010 in Bochum gehalten habe. Ich habe bewusst persönliche Akzentuierungen beibehalten. Eine vollständige Würdigung ist nicht angestrebt. Für die äußeren Daten ist der reichhaltige, gut dokumentierte Wikipedia-Artikel ([http://de.wikipedia.org/wiki/Walter\\_Eder](http://de.wikipedia.org/wiki/Walter_Eder) [abgerufen vom Herausgeber am 29. Okt. 2021]) herangezogen worden.
- 2 Dies lässt sich ablesen an der Liste der Beiträger zu dem Sammelband, der aus dem Abschiedskolloquium für Walter Eder am 28.–29.9.2006 in Bochum hervorgegangen ist: B. Linke, M. Meier, und M. Strothmann (Hrsg.), *Zwischen Monarchie und Republik. Gesellschaftliche Stabilisierungsleistungen und politische Transformationspotentiale in den antiken Stadtstaaten* (Stuttgart: Steiner, 2010).

bis hin zur Ideengeschichte. Wenngleich seine persönliche Ausstrahlung weitreichend war, hat Eder keine homogene Schule gebildet, aber Schüler gewonnen, und denen widmete er viel Zeit.

Eders nicht auf unmittelbare Produktivität ausgerichteter Forscherhabitus passt so gar nicht in die gegenwärtige Wissenschaftskultur mit ihrer Neigung zum Quantifizieren von Output in Gestalt von gedruckten Seiten, Zitationen und Drittmitteln. Durch diese Neigung zu Papieren und Bytes wird der direkte Austausch, das gelehrte Gespräch entwertet, obwohl es gute Gründe gäbe, gerade im unmittelbaren geistigen Austausch den Kern des Gedankens einer Universität zu sehen. Für Walter Eder aber war eben die Pflege des gelehrten Gesprächs charakteristisch, auch wenn er diesen altfränkischen Ausdruck nicht gewählt hätte; dies kann in einer Sammlung seiner Schriften nicht dokumentiert werden und sollte daher gleich zu Beginn in Erinnerung gerufen werden.

Auf eine Skizze von Walter Eders Karriereweg kann ich hier verzichten: sie wird anderweitig in diesem Band vorgelegt. Auch von seinem hochschulpolitischen Engagement in Berlin in einer Zeit heftiger ‚Grabenkämpfe‘ und von anderen ‚atmosphärischen Schwierigkeiten‘ in seiner Arbeitsumgebung, unter denen er wohl persönlich sehr gelitten hat, möchte ich nicht sprechen; allzu peinlich sind die Kleinlichkeit und die Blasiertheit, die darin sichtbar wurden.<sup>3</sup> Wichtig ist mir freilich, dass Eder sein Studium der Geschichte und Klassischen Philologie in München durch Germanistik, Volkswirtschaftslehre und (auch noch in Berlin) Jura ergänzte. Gerade das intensiv betriebene (wenngleich nicht auf einen Abschluss zielende) Jura-Studium beeinflusste ihn maßgeblich und sollte für seinen analytischen, begrifflich klaren Zugriff bestimmend werden. Prägend waren für Eder des weiteren (schon während der Berliner Zeit) Studienaufenthalte im Ausland: am *Center for Hellenic Studies* in Washington 1981/82 sowie am *Institute for Advanced Study* in Princeton 1988/89. Dort fielen seine Anregungen auf fruchtbaren Boden und erhielt er seinerseits viele Impulse, die ihn auch in Bochum beflügelten.

Walter Eder hat ein schmales, aber eindrucksvolles schriftliches Oeuvre hinterlassen. Dazu gehören selbstverständlich seine Qualifikationsschriften, seine Dissertation und seine Habilitation,<sup>4</sup> zudem aber zahlreiche eindringliche Aufsätze, deren intellektueller Gehalt und Strahlkraft ganz bemerkenswert sind. Er hat sich aber auch in die Pflicht nehmen lassen, um als Fachgebietsherausgeber für die Alte Geschichte an der Erstellung des *Neuen Pauly* mitzuwirken. Damit hat er zu einem Nachschlagewerk beigetragen, das konzeptionell mit seiner zeitlichen und räumlichen Öffnung innovativ war und eine beträchtliche internationale Wirkung entfaltete.

3 S. dazu die kurzen Bemerkungen in der Einleitung des Herausgebers.

4 S. dazu deren Würdigung durch Ernst Baltrusch im folgenden Beitrag.

Manch einer mag es als Fehlentscheidung betrachten, dass Eder sich hierfür engagierte – gewiss entsprach es nicht der besten Zeit- und Nervenökonomie. Denn er hat sich in den vielen organisatorischen Quisquilien aufgerieben – seine nächtlichen Faxe waren legendär. Er war auch nicht der Typ des Chefs, der eine große Mannschaft rücksichtslos für sein Werk einspannen kann. So tat er vieles selbst, was zahlreichen Artikeln zugute kam. Ja, er trug selbst viele Artikel bei, wenn es nun einmal nötig war, und erstellte in entsagungsvoller Mühe die ungemein nützlichen *Herrscherchronologien*.<sup>5</sup> Darüber hinaus zeigte sich in der Arbeit ein hervorstechender Charakterzug: Eders Abneigung gegen akademischen Dünkel und seinen Einsatz für deren Opfer. Als der mittlerweile berühmte Artikel *apopoudobalia* entstand und manch einer den Untergang des Abendlandes drohen sah, stellte er sich hinter den jungen Verfasser, der *ad personam* mit schlechten Examensnoten und Geldstrafen bedroht wurde. Auch das kostete Zeit und Nerven.

So ist sein Werk Fragment geblieben; ihm, der allzu früh starb, war es nicht beschieden, die vielen Fäden, die er in seinen Aufsätzen gelegt hatte, zusammenzuführen. Möglicherweise hätte er dies aber auch nie getan: er war nicht der Typ, der sich einbildete, etwas zu Ende gebracht zu haben. Vielmehr dachte er stets voller Unrast weiter; sein Genos war daher nicht die ausgewogene Monographie, sondern der im besten Sinne irritierende Aufsatz.

Doch muss ich noch einmal innehalten. Ich habe eingangs erwähnt, dass Eder in ganz ungewöhnlicher Weise ein oraler Gelehrter geblieben ist. Daher will ich nicht sofort zu seinen Aufsätzen kommen, sondern sein Oeuvre und seinen Verfasser in drei Schritten würdigen: Walter Eder als Gesprächspartner, als Gesprächsanreger und schließlich als Autor.

Zunächst zu Walter Eder als Gesprächspartner. Die Fähigkeit, Dinge mündlich prägnant, pointiert und provokant zu äußern, trug sicherlich dazu bei, dass seine Lehre so faszinierend war, wie es allenthalben berichtet wird; Studierende nahm er genauso ernst wie Kollegen. Bei seinen Lehrveranstaltungen war ich nicht Zeuge. Doch habe ich bei dem ständigen Kommen und Gehen von Studierenden in seinem Dienstzimmer (Eder fiel es zu seinem Leidwesen schwer, Sprechstundenzeiten durchzusetzen) manches mitbekommen – so etwa folgenden Kommentar über die Lehre: „Das beste Seminar ist das, bei dem nichts herauskommt.“

Dass ich Gelegenheit hatte, von solchen Gesprächen zu profitieren, verdankte ich einem kontingenten Umstand, unserem erzwungenen Contubernium. Als ich 1990 als neuer Mitarbeiter aus dem beschaulichen Marburg nach Berlin kam, gab es keinen Ar-

5 Zusammen mit J. Renger (Hrsg.): *Der Neue Pauly*. Suppl. Bd. 1: *Herrscherchronologien der antiken Welt. Namen, Daten, Dynastien* (Stuttgart: Metzler, 2004).

beitsplatz für mich. Und so wurde ich durch den machtvollen Verwaltungschef gegen Walter Eders Protest in sein Zimmer gesetzt. Das gehörte zu den atmosphärischen Problemen an der Freien Universität, von denen ich bereits sprach.

Es war bezeichnend für Walter Eder, dass er auf solche kleinlichen Maßnahmen nicht kleinlich reagierte, sondern mit Ironie. „Sie wollte ich hier nicht haben!“, waren die ersten Worte, die er mir entgegenwarf, als ich sein Dienstzimmer betrat, das ja unser gemeinsames sein sollte. Diese Begrüßung war gewiss nicht eben empathisch gegenüber einem Doktoranden, der in einer neuen Stadt gerade seine erste Stelle angetreten hatte, schuf aber Klarheit. Und gleich danach quetschte Eder mich neugierig zu meinem Dissertationsthema aus. Seither riss der Gesprächsfaden nicht ab.

Anfangs, das will ich nicht verhehlen, litt ich an einer gewissen Beklommenheit, obwohl Eder immer völlig unpräzise auftrat, denn auch bei Themen, die ihm fernlagen, sah er sofort den entscheidenden Schwachpunkt und sprach ihn offen aus. Dabei war er alles andere als diplomatisch, aber man spürte die Wertschätzung, die Anteilnahme; es war eine Art wohlwollender Bärbeißigkeit, die ihn auszeichnete, wenn er es mit Jüngeren zu tun hatte, die sich ernsthaft bemühten. Scheinbar Selbstverständliches wollte er neu durchdenken, Lehrbuchwissen unterminieren. Zustimmung zu seinen eigenen Äußerungen langweilte ihn, und ein lebendiger Streit machte ihm Freude.

Neue Anregungen suchte er überall, nicht nur im althistorischen Bereich, sondern auch in der Beobachtung der Politik, in der Literatur, und wohin er blickte – so dachte er auch gründlich über Tourismus nach und gehörte zu den Mitbegründern des Willy Scharnow-Instituts für Tourismus der Freien Universität Berlin; auch hier lehrte und forschte er.

Nach jedem Gespräch hatte man, jedenfalls ging es mir so, immer viel zu sortieren und neu zu durchdenken. Mit seiner fordernden Zugewandtheit war Eder ein einzigartiger Gesprächspartner, der in persönlichen Erinnerungen unverwechselbar fortlebt. Es scheint ganz natürlich, dass dieser faszinierende Gesprächspartner auch ein großer Gesprächsanreger war. Das ist aber nur scheinbar selbstverständlich, da der Anreger ganz hinter der Sache zurücktreten und andere zu Wort kommen lassen muss. Diese Seite von Eders Wirken ist zu gewichtigen Teilen auch in Buchform dokumentiert. Denn er veranstaltete zwei große Kolloquien, aus denen umfängliche Sammelbände hervorgegangen sind, die ganze Themenfelder neu definiert haben. Sie bieten bedeutende Einleitungen, mit denen Eder alle Vortragenden inspirierte, wie die einzelnen Beiträge erweisen, die fast durchgehend von vorzüglicher Qualität sind.

Zu nennen ist zunächst *Staat und Staatlichkeit in der frühen römischen Republik*, ein 1990 erschienener Sammelband. Eder will die Ständekämpfe von ihren Ergebnissen her betrachten: „Nicht das Gegeneinander, die Gewalt und die destruktiven Folgen bilden den Schwerpunkt, sondern das Miteinander, der Kompromiß und die konstruktiven Wirkungen des Konflikts, der schrittweise zu Lösungen drängte und schließlich zu jener spezifisch republikanischen Staatlichkeit führte, die durch das ausgewogene Zu-

sammenspiel von Volksversammlung, Magistratur und Senat geprägt war.“<sup>6</sup> Die starke Betonung des Konsenses sowie die ebenfalls von Eder unterstrichene Notwendigkeit zur Improvisation gelten heute als Gemeingut der Forschung zur römischen Republik, setzten aber damals markante Akzente. Gerade der zweite Punkt, die Herausstellung des Improvisierten, des Ungesteuerten in historischen Prozessen war, das wird sich auch an anderen Stellen zeigen, charakteristisch für Eders Geschichtsdenken, das sich starr formulierten Gesetzmäßigkeiten verweigerte.

Zu jenem Kolloquium über die frühe römische Republik versammelte Eder in Berlin eine Vielzahl von Spezialisten mit äußerst unterschiedlichen Auffassungen, die teils natürlich auch Eders eigene Überlegungen kritisierten. Von der Intensität der Diskussionen, die diese Meinungsverschiedenheiten auslösten, gibt die Wiedergabe der entsprechenden Debatten in dem Band einen Eindruck. Es ist bezeichnend für Eder, dass er gerade darauf Wert legte, ebenso wie auf die Kommentare zu den einzelnen Sitzungen. So ist der Band nicht zu einem Fazit des etablierten Forschungsstandes geworden, sondern zu einem vielzitierten Anreger weiterer Forschungen, der belegte, dass die Debatten im Fluss waren.

Das gleiche Konzept lag dem zweiten großen, auf einer Tagung in Bellagio am Comer See im August 1992 vorbereiteten und 1995 erschienenen Sammelband zugrunde, der ein ganz anderes Thema behandelte: *Die athenische Demokratie im 4. Jahrhundert v. Chr. Vollendung oder Verfall einer Verfassungsform?* Die Frage, die der Untertitel formuliert, war nicht als Entscheidungsfrage gedacht, sondern sollte die Grenzen eines Spektrums möglicher Auffassungen angeben. Es war den Teilnehmern aufgetragen, darüber nachzudenken, wie die Entwicklung der Demokratie einzuschätzen und welche Kriterien der Bewertung zugrunde zu legen seien. So betonte Eder etwa, dass die Krise der Polis nicht mit einer Krise der Demokratie gleichzusetzen sei. Wieder gelang es, eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Forscher zu versammeln. Wieder stießen divergierende Auffassungen aufeinander, und auch von diesem Band gingen wesentliche Anregungen aus, die mittlerweile sogar ihren Weg bis in schulische Lehrpläne gefunden haben.

In den letzten Jahren hat sich das griechische 4. Jahrhundert v. Chr. nachgerade zu einem Modethema entwickelt. Das hat natürlich nicht allein mit dieser Konferenz zu tun, sondern etwa auch mit der günstigen Quellenlage und mit einer stärkeren Beachtung des alltäglichen Funktionierens der Demokratie. Doch immer wieder wird Eders Leitfrage gestellt. Wenngleich sein Band – selbstverständlich – wieder kein eindeutiges, sozusagen lehrbuchtaugliches Ergebnis erzielt hat, so hat er doch wesentlich dazu beigetragen, dass die simple Formel des Niedergangs der Polis im 4. Jahrhundert inzwischen als überholt gilt.

6 W. Eder, *Der Bürger und sein Staat – Der Staat und seine Bürger. Eine Einführung zum Thema Staat und Staatlichkeit in der frühen römischen Republik*, in ders. (Hrsg.), *Staat und Staatlichkeit in der frühen römischen Republik* (Stuttgart: Steiner, 1990): 12–32, hier: 12–13 (in diesem Band 337).

Mit seinen Sammelbänden hat Eder kein endgültiges Ergebnis, keine neue herrschende Meinung geschaffen oder auch nur schaffen wollen, er hat aber die Diskussion erheblich belebt und in neue Richtungen gelenkt; sie waren in einem ganz wörtlichen Sinne bahnbrechend. Es ging ihm ja nicht darum, Thesen durchzusetzen, sondern liebgegewonnene Auffassungen zu destruieren und Probleme neu zu definieren. Und das ist ihm ohne Zweifel eindrucksvoll gelungen.

Als Autor ist Eder in verschiedenen Textsorten hervorgetreten. Zu erinnern ist an die Qualifikationsschriften, mit denen er verschiedene Phasen der Römischen Geschichte beleuchtete.<sup>7</sup> Beide Arbeiten zeigen eine hohe Fähigkeit zur Systematisierung, die juristisch inspiriert ist, aber auch sein starkes Interesse an der Genese von Einrichtungen – an den, wie er es an einer Stelle nennt, „entwicklungsgeschichtlich bedingten Nuancen“ – widerspiegelt.<sup>8</sup> Doch ist es bezeichnend für Eder, dem es um das fortwährende Gespräch ging, und mochte es auch schriftlich erfolgen, dass seine Stärke sich insbesondere in Aufsätzen mittlerer Länge zeigte, in denen er ganze Forschungsfelder neu konzipierte. Diese Werke werden nun in dem vorliegenden Band neu verfügbar gemacht.

Eders Aufsätze beruhen auf eindringenden Interpretationen zentraler Quellen, die neue Fragen provozieren. Zugleich zeichnen sie sich dadurch aus, dass sie implizite Vorannahmen der Forschenden aufzeigen, die Ergebnisoffenheit einer jeden historischen Situation ernst nehmen und monokausale Deutungen destruieren. Ich will hier in bewusst subjektiver Manier zwei Aufsätze herausgreifen, die mir charakteristisch für seine Arbeitsweise erscheinen.

Der erste betrifft die Entstehung der klassischen Demokratie. Der kleine Beitrag ist schwer zu greifen, denn es ist bezeichnend für Eders Ferne zu allem taktischen Verhalten und zur Idee der Selbstvermarktung, dass so wichtige Überlegungen an entlegener Stelle publiziert sind, nämlich im Begleitband zur Euphronios-Ausstellung von 1991 in Berlin, der ein Kolloquium zu diesem Vasenmaler dokumentiert. Hierfür verfasste Eder den Beitrag „Polis und Politai. Die Auflösung des Adelsstaates und die Entwicklung des Polisbürgers“.<sup>9</sup> Er schlägt darin eines der Grundthemen an, die ihn während seines ganzen Forscherlebens beschäftigen sollten: die aristokratische Prägung der attischen Demokratie.

Gleich zu Beginn markiert er auf dem als interdisziplinär firmierenden Kolloquium die Grenzen der Interdisziplinarität: Historiker würden Archäologisches lediglich zur Illustration verwenden und Grabungsberichte ohnehin nicht richtig verstehen, Archäologen suchten vor allem nach Datierungen und griffen sich oft eine Meinung,

7 S. dazu den Beitrag von Ernst Baltrusch im vorliegenden Band.

8 *Das vorsullanische Repetundenverfahren* (Diss. München 1969): 4.

9 In W.-D. Heilmeyer und I. Wehgartner (Hrsg.), *Euphronios und seine Zeit. Kolloquium in Berlin 19./20. April 1991 anlässlich der Ausstellung Euphronios, der Maler* (Berlin: Staatliche Museen zu Berlin, Antikensammlung, 1992): 24–38 (im vorliegenden Band 121–46).

„möglichst verbunden mit einem großen Namen“, heraus. Und dann setzt Eder in der für ihn typischen Manier noch eines drauf: „Das ist kein Vorwurf, sondern eine schlichte Feststellung.“

Seinerseits geht er vom Staunen der Archäologen aus: Warum konnte Euphronios ohne erkennbaren Bruch sowohl unter der Tyrannis als auch unter der Demokratie wirken? „Euphronios als Wendehals?“<sup>10</sup> wie Eder mit einem damals vielverwendeten Ausdruck fragt. Und warum kann Euphronios, der Handwerker, als Werber um Leagros, den Spross einer aristokratischen Familie, dargestellt werden? Diese Fragen nimmt Eder zum Anlass, zwei damals dominierende Meinungen der Althistorie zu demontieren; zum einen, dass die Reformen des Kleisthenes 509/8 einen Einschnitt bedeutet hätten, zum anderen, dass die Handwerker in Athen verachtet gewesen seien.

In charakteristischer Weise geht er die zweite Frage durch einen Vergleich mit Rom an; immer wieder hat Eder Rom und Griechenland sich wechselseitig erhellen und diese zwei Alten Geschichten<sup>11</sup> einander befruchten lassen, indem er gerade ihre Unterschiedlichkeit herausstrich. So macht er durch den Vergleich mit den ganz anders gelagerten Verhältnissen in Rom, wo die Verachtung von Handwerkern in der Tat ausgeprägt war, deutlich, warum in Athen Handwerker hochangesehen sein konnten. Hier sei der Beruf unter Freien entstanden, während in Rom komplexere handwerkliche Tätigkeiten erst an Bedeutung gewonnen hätten, als die Aristokraten schon die Möglichkeit gehabt hätten, derartige Tätigkeiten von Sklaven verrichten zu lassen. Ferner verweist er auf die zahlreichen Kontinuitäten zwischen Tyrannis und Demokratie, um vor diesem Hintergrund die Entwicklung von Solon bis Kleisthenes zu skizzieren. Dabei charakterisiert er die Tyrannis als eine Phase der politischen Nivellierung des Adels und der sozialen Aufwertung des Rechts, Athener zu sein. Das Ergebnis ist, dass die Beobachtungen, von denen er ausgegangen war, eigentlich nicht überraschen dürfen, sondern erwartbar sind, wenn man denn ein klares Bild von der Gesellschaft entwickelt hat.

Kleisthenes wird in diesem Kontext zu einer Gestalt, die das Alte institutionell absichert, die Vorteile der Tyrannis erhalten will, aber die Aristokratie von den Nachteilen der Tyrannis befreien möchte. Das ist ein ganz anderer Kleisthenes als der Urvater der Demokratie.

Auf jeden Fall gelang ihm ein origineller Zugriff auf ein außerordentlich oft verhandeltes Problem. Er hat daran weiter gearbeitet, vielfältig verstreut publizierte, zum Teil nur mündlich vorgetragene Überlegungen zur attischen Demokratie angeschlossen, die die fortdauernde Bedeutung der Aristokratie hervorhoben. Für die frühe Demokratie nach Kleisthenes sprach er gerne von einer Akklamationsaristokratie. Mehrfach habe ich ihn gedrängt, diese Einzelbeiträge zu einem großen Aufsatz zusammenzufas-

10 Dieses und die anderen Zitate finden sich alle a. a. O., 24 (in diesem Band 121–22).

11 Zur Wendung: J. Martin, „Zwei Alte Geschichten. Vergleichende historisch-anthropologische Betrachtungen zu Griechenland und Rom“, *Saeculum* 48 (1997): 1–20.

sen, der etwa die *Historische Zeitschrift* hätte schmücken können. Aber er entzog sich dem unter dem (verständlichen) Verweis auf seine Zeitnot, vielleicht aber noch mehr, weil ein solcher resümierender Aufsatz gar nicht zu ihm gepasst hätte. Die Ergebnisse Eders sind nicht zur herrschenden Meinung geworden, aber sie provozieren bis heute.

Als zweites Beispiel möchte ich auf Eders Bewertung der augusteischen Zeit verweisen, die sich exemplarisch deutlich machen lässt an seinem Beitrag über „Augustus and the Power of Tradition“, mit dem Untertitel, der in der Klarheit und Transparenz, die für Eder typisch waren, die These bereits formuliert: „The Augustan Principate as Binding Link between the Republic and Empire“. <sup>12</sup> Eder wendet sich dagegen, die augusteische Zeit einfach als Beginn der Monarchie zu sehen. Natürlich will er sie auch nicht als wiederhergestellte Republik feiern. Vielmehr geht es ihm wieder darum, die Ergebnisoffenheit der Situation in Erinnerung zu rufen. Er betont mit Nachdruck, was den zeitgenössischen Betrachtern erst ganz langsam aufgegangen sein kann, nämlich welche Auswirkungen die lange Herrschaftszeit des Augustus gehabt hat: Es war eine unumkehrbare Entwicklung eingetreten. Er betont ferner die Antinomien der Herrschaft des Augustus, der eine monarchische Stellung einnahm, sich aber nicht zu sehr herausheben wollte. Als entscheidende Entwicklung definiert Eder, dass sich eine monarchische Ordnung herausbildete, die von der Person des Augustus ablösbar war, dass daher auch ein Mann ohne *auctoritas* wie Tiberius imstande war, die kaiserliche Macht auszuüben. Daher beginnt für Eder der Principat erst mit dem Nachfolger des Augustus. Er hat auch an diesem Beitrag weitergearbeitet und in einem anderen Aufsatz, der den Titel variiert, die Thesen vertieft, ohne sie indessen grundlegend ändern zu müssen. <sup>13</sup>

So weit entfernt die beiden hier exemplarisch behandelten Aufsätze chronologisch und inhaltlich erscheinen mögen, so werden sie durch Verschiedenes und Wichtiges zusammengehalten, und das gilt auch für viele weitere Beiträge, die in dem vorliegenden Band erscheinen. Zum einen ist dies die Frage danach, wer eigentlich herrscht. „Who rules?“, heißt der Titel eines Aufsatzes, <sup>14</sup> eine Frage, die Eder bezeichnenderweise in dem Sinne beantwortet, dass eine klare Antwort nicht möglich sei, aber die Verhältnisse in Athen und Rom auf jeden Fall ganz verschieden zu sehen seien. Ferner

12 „The Power of Tradition in the Age of Augustus. The Principate as Binding Link between the Republic and Empire“, in K. A. Raafaub und M. Toher (Hrsg.), *Between Republic and Empire. Interpretations of Augustus and His Principate* (Berkeley: University of California Press, 1990): 71–122 (im vorliegenden Band 291–335).

13 „Augustus and the Power of Tradition“, in K. Galinsky (Hrsg.), *The Cambridge Companion to the Age of Augustus* (Cambridge 2005): 13–22 (im vorliegenden Band 429–446). Hier liegt der Schwerpunkt auf dem frühen Principat.

14 „Who Rules? Power and Participation in Athens and Rome“, in A. Molho, K. A. Raafaub und J. Emlen (Hrsg.), *Athens and Rome, Florence and Venice: City States in Classical Antiquity and Medieval Italy* (Stuttgart und Ann Arbor 1991): 169–96 (im vorliegenden Band 516–543); vgl. auch „Augustus“ (wie Anm. 13): 15.



steht hinter allen Aufsätzen eine geschichtsphilosophische Vorstellung, die Eder selbst natürlich nicht mit einem so hochtönenden Wort beschreiben würde. Vielmehr expliziert er sie verschiedentlich mit einem Zitat, das er dem Dichter Rainer Maria Rilke (1875–1926) zuschreibt, das aber höchstwahrscheinlich von dem dichtenden Soziologen Norbert Elias (1897–1990) stammt.<sup>15</sup>

Aus Plänen wachsend, aber ungeplant,  
Bewegt von Zwecken, aber ohne Zweck.<sup>16</sup>

Genau das lenkt den Blick darauf, wie anders sich eine historische Situation in den Augen der Akteure ausnahm als im Blick des späteren Historikers, und diese Perspektive des Zeitgenossen ist es, die Walter Eder ernst nahm. Es ist, als habe er auch mit den aktiven Zeitgenossen ins Gespräch treten wollen, das dann kein gelehrtes, sondern ein politisches gewesen wäre.

Walter Eder war ein ungewöhnlicher Typ als Forscher, denn das Gespräch war wie in der platonischen Philosophie seine wichtigste Domäne. Die fordernde Zuwendung an den anderen zeichnete seinen Umgang mit Kollegen und Schülern aus. Hinter der zunächst etwas rau erscheinenden Fassade spürte, wer ihn besser kannte, das Wohlwollen. Im heutigen System hätte er es schwer. Er wäre mit seiner Thesenfreudigkeit und seinem weiten Horizont ein glänzender Anreger für große Verbundprojekte, die teils als Inbegriff bedeutsamer Forschung gelten. Aber er wäre zu kantig gewesen, um sich in die Antragsprosa einbinden zu lassen, und hatte zudem eine klare Maxime: „Interdisziplinäres Denken ist eigentlich nur dann fruchtbar, wenn es in ein und demselben Kopf stattfindet.“<sup>17</sup> Er hätte noch mehr als wir alle unter der Notwendigkeit gelitten, intellektuelle Kompromisse zu schließen, Gutachtererwartungen zu bedienen, Formate streng einzuhalten.

Er war kein Mann der Großprojekte, sondern des Zweifelns, des fortwährenden Dialogs, und das spürt man in seinen Schriften allenthalben. Eder trat nicht als Synthetiker auf, sondern als unermüdlicher Frager. So passt die Unabgeschlossenheit seines Werks zu ihm, zumal er gerne die offenen Fragen am Ende seiner Artikel stellte. Es ging ihm nicht um ein *monumentum aere perennius*; vielmehr waren die Aufsätze eine Fortsetzung des gelehrten Gesprächs mit anderen Mitteln, und das macht ihre Frische aus.

Wenn ich vorhin vom fragmentarischen Charakter seines Werks gesprochen habe, so ist das daher keine Kritik, sondern eine Feststellung. Und gerade das macht seine

15 N. Elias, *Die Gesellschaft der Individuen* (Frankfurt a. M. 1988): 95. In einer Mail vom 10.8.2021 an Gabriele Eder bestätigt Michael Schröter, der Herausgeber der Schriften von N. Elias, dass der Vers mit größter Wahrscheinlichkeit von Elias selbst stammt.

16 „Aristocrats and the Coming of Democracy“, in I. Morris und K. A. Raaflaub (Hrsg.), *Democracy 2500? Questions and Challenges* (Dubuque, Iowa: Kendall/Hunt, 1997): 105–40 (im vorliegenden Band 193–241).

17 „Polis und Politai“ (Anm. 9): 24 (im vorliegenden Band 121).

Bedeutung aus, dass er Denkräume geöffnet hat. Denn was wäre die Althistorie heute ohne die Impulse von Walter Eder? Was wären die Forschenden in seinem Umfeld geworden, hätte er uns nicht permanent zum neuen Nachdenken herausgefordert? Er hat keine kompakte Schule gebildet, ganz bewusst, denn blinde Loyalität hat er verachtet. Doch er hat in alle Richtungen befruchtend gewirkt, und wer seine Aufsätze liest, wird, auch wenn sie älteren Datums sind, ihre Frische und inspirierende Kraft empfinden.

# Der Wissenschaftler Walter Eder *Dissertation und Habilitationsschrift*

ERNST BALTRUSCH

---

Walter Eder hat 40 Jahre lang (1966–2006) in Berlin und Bochum als Althistoriker gewirkt. Gerade diesen Kollegen zu würdigen, der es, zumal in seiner Berliner Zeit, nicht immer leicht hatte und der doch wissenschaftlich zu den herausragenden Vertretern unseres Faches auch und gerade international wurde, das ist mir, der ich ihn auch persönlich kannte, eine Ehre und Freude. Die Erinnerung an ihn lebendig zu erhalten, ist man auch seinem wissenschaftlich außerordentlich fruchtbaren und einflußreichen Wirken schuldig. Mein Beitrag wird sich mit dem Walter Eder der Qualifikationsschriften, der Dissertation über „Das vorsullanische Repetundenverfahren“ (publiziert 1969) und der Habilitationsschrift über die „Servitus publica“ (publiziert 1980), auseinandersetzen.

Walter Eders Leben und Wirken waren von Anfang an geprägt von der Vielseitigkeit seiner Interessen und Aktivitäten, und diese Vielseitigkeit und umfassende Kompetenz hatten einen großen Einfluss auf sein wissenschaftliches Werk. Bereits im Studium setzte er sich mit nicht weniger als sieben gewichtigen Fächern auseinander, zuerst in München, dann in Berlin an der Freien Universität: Geschichte, Latein, Griechisch, dann Germanistik, Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, und auch der Archäologie hat er sich intensiv zugewandt. Diese Vielseitigkeit gepaart mit Mut, neue Fragen aufzuwerfen, wird später sein großes Kapital werden und seine wissenschaftliche Arbeit außerordentlich befruchten. Sie bringt ihn aber schon früh auch in Schwierigkeiten – disziplinenübergreifende Forschungen sind heute gang und gäbe, aber in den 70er Jahren war das noch suspekt, auch in unserem Fach, das sich noch viel auf seine rein philologische Ausrichtung zugute hielt.

1966 kommt Walter Eder, nach Abschluss seines Staats- und Magisterexamens, nach Berlin, wo er am 1. März seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Alte Geschichte aufnimmt, das damals noch nicht Teil des Friedrich-Meinecke-Instituts für Geschichte war und bis 1968 von Robert Werner geleitet wurde. Robert Werner, der überaus gelehrte, philologisch arbeitende Kenner der römischen

Republik,<sup>1</sup> wurde auch der Doktorvater von Walter Eder, aber inhaltlich prägte ihn zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn wohl stärker noch der Korreferent der Arbeit, der Jurist Wolfgang Kunkel, Begründer des Leopold-Wenger-Instituts für Rechtsgeschichte in München, dessen Arbeiten, wie einmal trefflich formuliert wurde, „ein großer Dialog mit Theodor Mommsen“ waren.<sup>2</sup> Denn beide Qualifikationschriften, die Dissertation und die Habilitationsschrift, bearbeiteten auf den ersten Blick recht trockene rechtshistorische Themen, die Walter Eder freilich in seiner unachahmlichen Fähigkeit zur stofflichen Durchdringung lebendig auszugestalten und mit originellen Ideen zu verknüpfen verstand.

Den akademischen Forscher und Lehrer Walter Eder zeichneten manche Vorzüge aus. Man kann aufzählen: Methodisches Bewusstsein, fachliches Wissen, anregende Fragestellungen, Weitung des Blicks; er konnte ein Beispiel geben durch sein unerschöpfliches Arbeitsethos, er pflegte den persönlichen Kontakt über das Alltägliche hinaus. Walter Eder hat mir einmal gesagt, dass es grundsätzlich zwei Gattungen von Althistorikern gebe – die Sammler und die Kreativen, beides zusammen komme selten vor. Bei ihm indes kam beides zusammen: Walter Eder war gründlich philologisch geschult, wie es damals üblich für Althistoriker war, und seine Ideen für althistorische Themen wie zur Demokratie, zu Staat und Staatlichkeit, zu Außenpolitik, die bezog er aus seinen vielfältigen, auch politischen und sozialwissenschaftlichen Interessen. Das ist schon an seinen Qualifikationsschriften ablesbar, obwohl hier noch eine gewisse Einengung im Hinblick auf die Thematik erkennbar ist und sich gerade diese Schriften, von deren Akzeptanz unter den Fachvertretern die weitere Laufbahn abhing, an den Gepflogenheiten der damals konservativen Althistorie orientierten.

Walter Eders Dissertation behandelte „Das vorsullanische Repetundenverfahren“, wörtlich die „Rückforderungs“-Verfahren gegen ausbeuterische Provinzstatthalter, die seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. stetig zunahmen und ständig reformiert wurden.<sup>3</sup> Eder erwies anhand der Quellen in dieser Arbeit, dass nicht die *lex Calpurnia* von 149, sondern die *lex Acilia* der Gracchenzeit ein regelrechtes und dauerhaftes Strafverfahren gegen erpresserische Beamte installiert habe. Was sich auf den ersten Blick wie ein gut begründetes, auf der Basis der Quellen gewonnenes Ergebnis ausnimmt, war in Wirklichkeit auch ein doppeltes Sakrileg, das die Unabhängigkeit von Eders Urteil, ja seinen Mut demonstrierte. Denn der junge Doktorand kämpfte hier einen ungleichen Kampf gegen zwei Titanen der Rechtsgeschichte – hier Theodor Mommsen und da Wolfgang Kunkel, seinen eigenen Lehrer. Man muss dazu wissen, dass Kunkels For-

1 Vgl. das Wort Werner Dahlheims, seines Schülers, in *Gnomon* 77 (2005): 573, wonach Werner zu jenen Fachvertretern gehört habe, die „mit Leidenschaft Quellenkritik trieben und das Zurschaustellen von Gelehrsamkeit nicht scheuten“.

2 H. Coing, „In memoriam Wolfgang Kunkel,“ in *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abt.* 98 (1981): III–XVI.

3 München 1969. Die so wichtige Arbeit ist bislang nur als Dissertationsdruck erschienen.

schungen immer auf Theodor Mommsen und die Auseinandersetzung mit diesem „Urvater“ der Alten Geschichte bezogen waren. Bereits 1962 hatte Kunkel selbst „Untersuchungen zur Entwicklung des römischen Kriminalverfahrens in vorsullanischer Zeit“ angestellt. Immer wollte er die realen Entstehungsbedingungen des Rechts in einer unsystematischen Realität entwickeln und damit die Systematik des großen Vorgängers ersetzen. Dabei sollte ihm auch sein Schüler Eder helfen, der ihn nun für den Bereich des Repetundenverfahrens bestätigen sollte. Und Walter Eder fand wirklich heraus, dass nicht die *lex Calpurnia* das Quaestionenverfahren begründet hatte, wie es seit Mommsen *communis opinio* der Alten Geschichte war. Unglücklicherweise fand aber Walter Eder auch heraus, dass es überhaupt keine vorgracchische *quaestio perpetua* gegeben habe, wie Kunkel es mit der *quaestio de sicariis* meinte. Mit dieser Erkenntnis zog er sich nicht nur den Zorn der Mommsengläubigen zu, sondern er wird auch nicht in Kunkels eigener, in 14. Auflage 2001 wieder aufgelegter Rechtsgeschichte im Zusammenhang mit Repetundenverfahren zitiert.

Doch verletzte Eitelkeiten selbst bei einflussreichen Granden der Wissenschaft nahm Walter Eder in Kauf, wenn es um wissenschaftliche Erkenntnis ging. Es zeigte sich hier bei dem Nachwuchswissenschaftler zum ersten Mal eine Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit im Urteil, die vor keiner „Autorität“ zurückwich, wenn sie seinen eigenen, unumstößlichen Einsichten entgegenstand, die er gleich zu Beginn seiner Arbeit formulierte (5), nämlich der Erkenntnis, „dass die Ausbildung des Rechts mehr ein Produkt einer geschichtlichen Entwicklung ist als umgekehrt“ und dass demzufolge „der historischen Betrachtungsweise der Vorzug“ gegeben werden müsse. Das war seine Leitlinie, mit ihr erwies er sich bereits in seinem Erstling als Vollblut-Historiker. Seine philologische, seine juristische Kompetenz, spürbar auf jeder Seite der Dissertation, dienten ihm daher hier wie sonst nur mehr als Mittel zum Zweck, waren nie Selbstzweck; ein „Zurschaustellen von Gelehrsamkeit“ war seine Sache gar nicht. Die Herausgabe, Übersetzung und Kommentierung der *lex Acilia repetundarum* von 122, von manchem Rezensenten als Prunkstück der Dissertation angesehen und für eine gesonderte Publikation vorgeschlagen,<sup>4</sup> verbinden beispielhaft philologische und juristische Kompetenz und stehen da wie eine in Stein gemeißelte Bestätigung der vorangegangenen historischen Analysen. Den beträchtlichen wissenschaftlichen Gewinn der Dissertation wussten selbst die Kritiker der Hauptthese zu schätzen.<sup>5</sup> Seine Ergebnisse bahnten sich zu guter Letzt und gegen den Widerstand einiger Mommsenianer ihren Weg in die Handbücher und Nachschlagewerke; der von Dietrich Simon geschriebene Beitrag des Neuen Pauly zum Repetundenverfahren stützt sich z. B. ganz auf Walter Eders Dissertation.

4 R. A. Bauman, *Gnomon* 43 (1971): 216–18. Vgl. auch M. Fuhrmann, *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abt.* 88 (1971), S. 422–24.

5 So etwa E. Gruen, *American Journal of Philology* 92 (1971): 372–74.

Noch schwerer hat es sich Walter Eder mit seinem zweiten großen Forschungsprojekt gemacht, und umso besser lernen wir daraus den Forscher, Lehrer, ja die Person kennen, nicht zum wenigsten aber auch unser Fach selber. Die Habilitationsschrift drehte sich um eine an sich überaus zentrale, gleichwohl wenig behandelte Einrichtung in der Antike, nämlich die „öffentliche Sklaverei“, die *servitus publica*. Darunter waren Sklaven in öffentlichem Besitz, die in Kult und Verwaltung eingesetzt wurden, zu verstehen. Angeregt wurde die Arbeit von Joseph Vogt, der in Mainz schon im Jahre 1950 das Großprojekt „Forschungen zur antiken Sklaverei“ begründet hatte,<sup>6</sup> doch was daraus entstand, ist ein typischer Walter Eder. Er wollte zweierlei erreichen: zum einen untersuchen, ob sich öffentliche Sklaven neben dem kultischen Bereich (wie Mommsen gemeint hatte) auch in der republikanischen Staatsverwaltung feststellen lassen; zum anderen es wagen, den Ursprung der öffentlichen Sklaverei trotz einer desaströsen Quellenlage zu ermitteln und ihre Entwicklung selbst durch die dunklen frührepublikanischen Zeiten hindurch nachzuzeichnen – für einen jungen Wissenschaftler am Anfang seiner Karriere eine Herkulesaufgabe!

Bei diesem Thema kamen noch mehr als in der Dissertation Eders disziplinenübergreifende Interessen und Kompetenzen zur Geltung; neben Philologie und Recht traten Politik, Wirtschaft, Soziologie gleichsam als Hilfswissenschaften der Geschichte, die nun der Bearbeitung des Themas gleichsam dienten. Denn bei Lichte betrachtet sollte schier Unmögliches geleistet werden: „Untersuchungen zur Entstehung, Entwicklung und Funktion der öffentlichen Sklaverei in Rom“ lautete der Untertitel, und das bedeutete naturgemäß eine Hinwendung zur frühen Republik, ja zur Königszeit – ein höchst riskantes, ja schier selbstmörderisches Unterfangen für jeden Althistoriker und für Habilitanden allzumal. Eder ging dabei von der ganz richtigen Annahme aus, dass zuerst einmal geklärt werden müsse, was denn genau „öffentliche Sklaverei“ sei und welches Wesen sie gehabt habe, bevor ihre Entstehung und Entwicklung untersucht werden könne; dieser zweite Abschnitt der Arbeit aber war, wie Jürgen Deininger zu Recht feststellte, „ausgesprochenes Neuland“. Denn hier geht die Arbeit weit über das eigentliche Thema hinaus, und sie muss darüber hinausgehen, denn um die Frage der Besitzfähigkeit des vor- und frührepublikanischen Roms zu klären, muss zunächst überhaupt dessen staatlicher Charakter herausgearbeitet werden. Über eine solide Quellengrundlage verfügt man hier bekanntlich nicht, so dass Eder nun ein ganzes Arsenal juristischer, sozialgeschichtlicher und vergleichender Ideen ausbreiten muss, um den Rahmen für sein Thema abzustecken. Das Risiko, Angriffsflächen für seine Hypothesen zu bieten, ging er ein, ja er sprach es selbst ganz offen an.

So kam es, wie es kommen musste: Die eingereichte Arbeit wirkte in gewisser Hinsicht verstörend. Ihr Scharfsinn wurde wohl gewürdigt, aber die Resultate seien nicht

6 S. V. Losemann, Vogt, Joseph, in *Der Neue Pauly*, Supplemente 6: *Geschichte der Altertumswissenschaften* (Darmstadt 2012): 1272–74.

gesichert genug – ein wohlfeiles Argument. Die Gutachter stimmten zwar alle für eine Anerkennung als vollgültige Habilitationsleistung, doch wurde die Arbeit auf Fachbereichsratsbeschluss vom 26. Mai 1976 zur Überarbeitung zurückgegeben. Zwei Jahre später aber wurde die Arbeit erneut und dieses Mal mit Erfolg eingereicht.

Interessant ist die Begründung, die in dem betreffenden Fachbereichsratsbeschluss vom 26. Mai 1976 formuliert wurde. Sie zeigt in Sonderheit, wie unkonventionell und mutig Walter Eder gearbeitet hat. Was heute selbstverständlich ist, war vor 40 Jahren in unserem Fach nicht akzeptiert: dass man versucht, auch für jene frühen Epochen, die selbst keine Quellen hervorgebracht haben und mühevoll über spätere Quellen oder besondere methodische Verfahren erhellt werden müssen, historische Ergebnisse zu erzielen, indem man sich also notgedrungen auf spätere (in diesem Falle: kaiserzeitliche) Quellen stützt, durch Analogien, Vergleiche, Hypothesen und Wahrscheinlichkeitserwägungen die Verhältnisse (er-)klärt. Junge Wissenschaftler setzten sich damals oft beißender Kritik aus, wenn sie an lange tradierten und lieb-gewonnenen Auffassungen rüttelten, zumal wenn sie auf Mommsen zurückgingen. Das ist Walter Eder auch passiert. So drückte der Fachbereichsratsrat Geschichtswissenschaften an der FU Berlin wohl die Anerkennung der Gutachter für die intellektuelle Leistung des Habilitanden aus, aber er fühlte sich auch bemüßigt, Einzelnes für die Drucklegung zur Überarbeitung anzumahnen. In einem Gutachten stand zu lesen, es sei nicht zu sehen, wie gegenwärtig über die vom Verfasser getroffenen Feststellungen zu den *servi publici* der republikanischen Zeit in größerem Maße hinauszukommen wäre; und die Kritik betraf wirklich Einzelheiten der Quellenkritik. Ich zitiere aus dem zusammenfassenden Kommissionsgutachten: „Hauptfortschritte gegenüber den früheren Untersuchungen v. a. in drei Bereichen: einmal in der genaueren Herausarbeitung des Wesens der *servitus publica* in Rom, z. a. in der Abgrenzung der Rolle der *servi publici* in der Republik gegenüber der Kaiserzeit und der Erkenntnis ihrer besonderen Bedeutung gerade in der älteren Epoche sowie schließlich in dem erstmaligen Versuch, die historische Entwicklung der *servitus publica* in Rom wenigstens in ihren Grundzügen und soweit aufgrund der Überlieferung irgendetwas nachzuzeichnen. Dazu kommt allgemein der Gedankenreichtum der durchgehend von einer profunden Kenntnis der römischen Republik zeugenden Arbeit, die wiederholt neue „interessante Gesichtspunkte zur Beurteilung von Staat und Gesellschaft im frühen Rom“ bringt ... (weiter unten) ... handelte es sich im wesentlichen v. a. um zwei Forderungen: einmal „eine stellenweise noch intensivere Begründung dafür, dass aus der z. T. vagen und nachlässigen Ausdrucksweise der antiken Literatur jeweils tatsächlich die Verwendung von *servi publici* (und nicht z. B. Privatsklaven) erschlossen werden muss, und zum anderen ein stärkeres Eingehen auf die *servi publici* auch der Kaiserzeit“, dadurch seien „insofern keine Änderung der materiellen Ergebnisse der Arbeit zu erwarten“, aber es könnte „das Profil der *servi publici* in der rep. Epoche weiter an Schärfe gewinnen“. Die Richtung der Kritik ging also durchaus auf die vorhandene Quellensituation, die natürlich Walter Eder auch nicht verändern konnte, aber gleich-

zeitig wurden doch auch der Gedankenreichtum und die profunden Kenntnisse des Habilitanden gebührend hervorgehoben.

Walter Eder wagte sich an derart schwierige Themen gleichwohl, und dabei ließ er seine eigene Skepsis, ob er denn auch wirklich der Komplexität und Problematik des Themas gerecht geworden sei, nie im Dunkeln. Lassen Sie mich zu dieser seiner Offenheit, vielleicht auch den Selbstzweifeln noch ein Wort sagen, denn sie haben ihm nicht nur Anerkennung eingebracht. Gutachter und Rezensenten erhielten von Walter Eder die kritischen Punkte seiner Arbeit gleichsam frei Haus mitgeliefert. Denn, so eröffnet er sein Buch, Ergebnisse könne man nicht erwarten, Neues auch nicht, denn seit den Vorarbeiten seien nur wenige und kaum aussagekräftige Quellen hinzugekommen, und überhaupt seien alle Quellen meist kaiserzeitlich und weitgehend unbrauchbar wegen ihrer Legendenhaftigkeit, daher bleibe alles unbeweisbar und hypothetisch. Ja, eigentlich hätten Mommsen und Léon Halkin, der 1897 die letzte Monographie zum Thema der öffentlichen Sklaverei verfasst hatte,<sup>7</sup> schon alles gemacht, und über Wahrscheinlichkeiten und Plausibilitäten sei ohnehin nicht hinauszukommen. Das war riskant, atmet aber durchaus die Selbstzweifel, v. a. aber auch Bescheidenheit! Dabei kann jeder, der sich die antiquarischen Vorgängerarbeiten genauer anschaut, die Fortschritte, die Walter Eder mit seinem Buch erzielt hat, erkennen. Dazu kommt die Art der Präsentation der Ergebnisse. Eder beteiligt immer den Leser, bezieht ihn in seine eigenen Argumentationsprozesse mit ein, so als antworte er immer auf mögliche Einwände. Das war, wie ich mir habe sagen lassen, auch so, wenn er Vorlesungen hielt – man war als Hörer und Student immer dabei, wenn er etwas entwickelte.

Die Habilitationsschrift brach sich Bahn trotz aller Vorbehalte und der beträchtlichen Hürden, die sie zu überwinden hatte. Manche Rezensenten machten es sich bequem, erörterten mehr die Quellensituation als die Überlegungen Eders und zogen sich schließlich auf ein: „Es gibt kaum Quellen dazu“ zurück.<sup>8</sup> Andere Rezensenten wiederholten genau die Kritik, die ihnen Walter Eder selbst auf dem Tablett serviert hatte, aber es gab auch Fachkollegen wie den Rechtshistoriker Bruce Frier (an der University of Michigan), die die Arbeit als eine „exzellente Monographie“ bezeichnet haben, und für den Trierer Althistoriker Heinz Heinen hat sie, wie er in seinem Nachruf formulierte, „bis heute nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt“. Gérard Boulvert, ebenfalls Rechtshistoriker, resümiert nach seiner eingehenden Besprechung: „On dispose ainsi d'une excellente étude sur un sujet peut-être annexe à l'esclavage, rapport de production, mais le situant bien au niveau de l'Etat, résumé de toute la société“.<sup>9</sup> So

7 *Les esclavages publics chez les Romains* (Brüssel 1897).

8 So A. Lintott, *Classical Review* 32 (1982): 290: „All this is plausible enough but still largely guesswork unsupported by evidence“; R. Rilinger, *Historische Zeitschrift* 235 (1982): 153 f.: „Die Quellensituation erlaubt es offensichtlich nicht, die Rolle genauer zu bestimmen, die die *servitus publica* in der Geschichte der römischen Republik gespielt hat.“

9 *Gnomon* 55 (1983): 268 f.



ist das Buch heute das Standardwerk schlechthin zur öffentlichen Sklaverei in Rom geworden.<sup>10</sup> Ähnlich wie die Dissertation zeigt sie, wie Walter Eder Alte Geschichte zu betreiben gedachte. Er wollte den ihn interessierenden Fragen im wahrsten Sinne des Wortes auf den Grund gehen, so rutschig dieser Grund auch sein mochte. Das antiquarische Sammeln und die bloße Erbsenzählerei allein jedenfalls waren seine Sache nicht, selbst wenn die ihm gestellten Themen dieses Verfahren ermöglicht hätten.

Später konnte er freilich seine eigenen Interessen und seine wissenschaftliche Neugier noch besser entfalten. Nun konnte er selbst Fragestellungen entwickeln, bei denen er freier sein historisches Verständnis einbringen konnte. Vielleicht sah er – heute muss man sagen: vorausblickend – in der Alten Geschichte eine Art Scharnier zwischen den traditionellen Bereichen der Altertumswissenschaften und der Geschichtswissenschaft, gleichsam das Medium, durch welches die „Alte Welt“ mit ihren vielfältigen prähistorischen und historischen Kulturen an die europäische Geschichte weitergegeben wird. Diesen Brückenschlag zu anderen, auch „Gegenwarts“-Disziplinen kann aber überzeugend nur jemand wagen, der ein festes Fundament im Fach selbst und seinem methodischen Rüstzeug hat. Walter Eder hatte das zur Genüge, und wie sein *curriculum vitae* erweist, war disziplinenübergreifendes Interesse von Anfang an vorhanden. Ein solcher Ansatz war freilich in Deutschland seiner Zeit voraus, in den 70er Jahren war er jedenfalls mutig, und so ist seine Wertschätzung zunächst international größer gewesen als hierzulande. Aber wegen dieses Mutes ehren heute auch deutsche Althistoriker Walter Eder als einen anerkannt Großen unseres Faches.

So möchte ich nach diesem Blick auf die Qualifikationsschriften schließen. Sie führen dem, der zu lesen versteht, den Althistoriker Walter Eder trotz ihrer spröde wirkenden Titel deutlich vor Augen. Seine weitere fachliche Entwicklung kommt mir persönlich wie eine Befreiung vor – von den Zwängen (wie ich sie anzudeuten versucht habe) eines Faches, das zu der Zeit seiner wissenschaftlichen Qualifikation – den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts – immer noch in der Mommsenschen Tradition zementiert war, aber auch wie eine Befreiung von den Erwartungen, Eitelkeiten, Zerwürfnissen der Kollegen, in die er hineingezogen wurde. Als er selbstverantwortlich handeln konnte, da kamen unbeeinträchtigt seine originellen Ideen und die richtig großen Würfe seiner wissenschaftlichen Arbeit zustande.

10 So z. B. für A. Weiß, *Sklave der Stadt. Untersuchungen zur öffentlichen Sklaverei in den Städten des Römischen Reiches* (Stuttgart 2004).